

„Glueck, puelerey und spiel verkert sich oft und viel“¹

Stabilität und Krise geschlechtsspezifischer Rollenbilder im Spiel in der Frühen Neuzeit

Manfred Zollinger

In kaum einem anderen Zusammenhang ist seit der Frühen Neuzeit so viel die Rede von Glück wie im Diskurs über das Spiel. Als eines der am alltäglichsten gebrauchten Medien des Zeitvertreibs und der Geselligkeit wurde es in einer Vielzahl von moralischen, theologischen, philosophischen, juristischen, literarischen und spieltechnischen Schriften über die rechtmäßige Investition von Zeit und Geld zum ernst genommenen Thema.² Dabei dienten sowohl die Klassifizierung in Glücks-, Geschicklichkeits- und so genannte vermischte Spiele – wie beispielsweise die meisten Kartenspiele – als auch der Umstand, dass so gut wie alle Spiele mit einem Geld- oder materiellen Einsatz verbunden waren, als Kriterien bei der Bewertung von Wert und Unwert bestimmter Spiele, bei obrigkeitlichen Reglementierungsversuchen und bei der Unterscheidung in verbotene und erlaubte Spiele. Vor allem seit dem 16. Jahrhundert nahm der Disziplinierungs- und Moralisierungsdruk auf diesen Lebensbereich zu. Reine Glücksspiele, deren Ausgang vom Zufall abhängt, galten fast ausschließlich als verboten, weil sie die vermeintlich fest gefügte ökonomische, familiale, soziale und moralische Ordnung der Dinge zu destabilisieren drohten. Wo ihnen keine reglementierten und zumeist fiskalisierten Freiräume geschaffen wurden, betraf dieses Verbot in der Regel alle Schichten der Bevölkerung, während die Spiele, die zumindest teilweise auf Geschicklichkeit und Strategie basierten, noch im 17. Jahrhundert nach standesspezifischen Aspekten in Korrelation mit der Höhe der Einsätze beurteilt wurden. Der restriktiven Sicht

1 Vers von Hans Sachs auf der Herz-Acht des Flötnerschen Kartenspiels, das um 1541 als Auftragsarbeit für den Herzog Francesco d'Este entstand. Vgl. Christiane Mannheim, Katalogbeitrag, in: Christiane Zangs u. Hans Holländer Hg., *Mit Glück und Verstand. Zur Kunst- und Kulturgeschichte der Brett- und Kartenspiele*, 15.–17. Jahrhundert. Katalogbuch zur Ausstellung im Museum Schloß Rheydt, Aachen 1994, 146. „Puelerey“ entspricht Buhlerei und bedeutet, aufdringlich um etwas werben, mit pejorativer Bedeutung seit dem 15. Jahrhundert.

2 Zu dieser Literatur siehe Manfred Zollinger, *Bibliographie der Spielbücher*, Bd. 1: 1473–1700, Stuttgart 1996. Die Literatur des 18. Jahrhunderts ist in Aufarbeitung.

der weltlichen und kirchlichen Autoritäten stand das Spiel als kulturelles Bedürfnis und Medium der soziokulturellen Reproduktion entgegen. „Spielen ist bekanntlich in ganz Europa die allgemeinste gesellschaftliche Unterhaltung geworden“,³ hielt Friedrich Nicolai in Übereinstimmung mit vielen seiner schreibenden Kollegen fest. Als komplexes symbolisches System stellte es einen mächtigen Vektor der Soziabilität dar, der annähern, verbinden, integrieren, aber auch ausschließen und gefährden konnte.⁴

In diesem hochemotionalisierten Bereich siedelt sich auch viel vom allgemeinen Diskurs über die geschlechtsbezogenen Rollenbilder an, und es spiegeln sich Projektionen, Werthaltungen und Machtverhältnisse. Gleichzeitig erhält gerade das Spiel durch seine allgemein konstatierte Virulenz in dieser Hinsicht eine besondere Brisanz: in der Frage nach der Legitimität weiblichen Spielens, im Hinblick auf das Spiel zwischen Männern und Frauen und bei der geschlechtsspezifischen Kategorisierung von Spielen. Schwer zu beantworten ist hierbei die Frage nach dem tatsächlichen Anteil von Frauen an ludischen Aktivitäten. In den (österreichischen) Archivquellen treten spielende Frauen extrem selten auf, weil sich die Polizei auf das verbotene Glücksspiel konzentrierte und Frauen vor allem der unteren Schichten am Spiel kaum teilnahmen. Im Gegensatz dazu begegnen uns spielende Frauen des Adels und des oberen Bürgertums in theoretischen und literarischen Schriften zumal seit dem Ende des 17. Jahrhunderts umso häufiger. Die Tatsache, dass die Autoren dieser Texte fast ausschließlich Männer waren, gebietet Skepsis gegenüber dem Realitätsgehalt. Gleichzeitig jedoch sind diese Beobachtungen und Reflexionen Bestandteile sich ändernder Einstellungen und Bedürfnisse und damit als Quellen zur Geschichte von Befindlichkeiten heranzuziehen. Im Folgenden sollen einige ausgewählte Aspekte untersucht werden, die ich für wesentlich halte: der Stellenwert des Spiels in der Aristokratie im Hinblick auf die ritualisierte Annäherung der Geschlechter, die Übernahme adeliger Geselligkeitsformen im oberen Bürgertum, wobei sich die aufklärerisch-bürgerliche Kritik sowohl sozial als auch geschlechtsspezifisch am Spiel festmachte, und schließlich die Propagierung der so genannten Gesellschaftsspiele vor allem durch Bürgerliche. Diese Spielformen galten zwar – befreit von materiellen Gefährdungen – als ‚unschuldige‘ Vergnügungen, sorgten aber in ihrer auf zwischengeschlechtlichen Kontakt ausgerichteten Besonderheit für Verstörung.

Trügerische Emanzipation

Ein 1615 gedrucktes Werk erzählt eine Spielpartie in historisierendem Kostüm. Dido und Äneas, soeben zurück von ihrem Liebesabenteuer in

3 Friedrich Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten, IV, Berlin/Stettin 1785, 245.

4 Vgl. Robert Muchembled, Jeux, cultures et sociétés, in: Ludica, 3 (1997), 103–107, 103.

der Höhle, finden sich in zahlreicher Gesellschaft im Palast der Königin ein. Die Hofleute gehen zu verschiedenen Spielen über. Auch Dido wird initiativ und schlägt eine Partie Lurtsch vor, muss aber zuvor ihrem Geliebten die Spielregeln erklären. Ein Einsatz wird festgelegt, die triumphierende Dido gewinnt die als Schlacht dargestellte Partie. Aneas fordert Revanche, gewinnt und darf nun als Preis das einfordern, was sie „schamrot“⁵ werden lässt. Der Text belegt die Selbstverständlichkeit, mit der sich im höfischen Bereich Frauen und Männer im Spiel begegnen, das Spiel als Medium des Umgangs einsetzen und nach dem Wechselspiel von Glück und Strategie den Sieg der einen Partei in eine gemeinsame Intimität verlängern. Idealtypisch führt der Autor vor, was als eine Funktion des höfischen Spiels gelten kann: Im geschützten Bereich des Hauses und auf dem Spielbrett kann die Kluft zwischen der männlichen Welt des Krieges und der Frauen zugänglichen Welt des Hauses und des Spiels überbrückt werden, ohne dass sie gelehnet wird.⁶ Vor allem aber erschien der Text zu Beginn einer Zeit, in der der Einbruch von Frauen in den ludischen Bereich massiv wahrgenommen wurde.⁷

Die Teilnahme von Frauen am Spiel ist jedoch lange vor dieser Zeit evident. Aristokratinnen befinden sich dabei in Gesellschaft ihrer Gatten und des engeren Verwandtschafts- und Bekanntenkreises, sehr selten kommen spielende Frauen in Polizei- oder Gerichtsakten vor – und wenn, dann überwiegend in Gesellschaft mit Männern.⁸ Doch das Bild ist ambivalent. Während im Mittelalter die Dame im europäischen Schach den Wesir ablöst und mit unerhörter Beweglichkeit das Spiel zum *échecs de la dame enragée* macht, während um Schach und Kartenspiel eine veritable höfische Liebespaarikonografie und -meta-

5 [Karl Leuschner,] *Theoria & Praxis deß kunstlichen Lurtschspils*, Linz 1615. (Eine Reedition ist in Vorbereitung.) – Lurtsch ist dem Trictrac oder Backgammon verwandt.

6 Vgl. Johannes Laudage, [Wortmeldung,] in: Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, *Spiel, Sport und Kurzweil in der Gesellschaft des Mittelalters*. Protokoll der Reichenau-Tagung vom 5.–8. Oktober 1994, Konstanz 1994, Nr. 334, 27 [Typoskript]. Auf den geschlechtsbezogenen Gegensatz der beiden Bereiche verweist auch Carlo Ginzburg, *Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte*, Frankfurt a. M. 1993, 119.

7 Vgl. Olivier Grussi, *La vie quotidienne des joueurs sous l'ancien régime à Paris et à la cour*, Paris 1985, 107. Grussi setzt den massiven Einbruch für Frankreich erst in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts und verleiht ihm Ereignischarakter. Der anonyme Autor von „*Les désordres du jeu, avec des réflexions*“, Paris 1691, 54, sieht den Beginn dieser Phase um 1665. Inwieweit hier ein politisch-kultureller Zusammenhang gemeint ist – es handelt sich ungefähr um den Beginn der Alleinherrschaft Ludwig XIV. – ist nicht auszumachen. Indes kritisieren auch deutsche Texte schon vor der Jahrhundertmitte, dass Frauen zu viel Karten, Kegel und Brettspiele spielen. Vgl. Otto Frischer: *Mann = Verderber/Oder Eygentlicher Vrsprung deß Pancrotierens*. [...], o. O. 1648, 23f.

8 Vgl. Jean-Michel Mehl, *Les jeux au royaume de France du XIIIe au début du XVIIe siècle*, Paris 1990, 216. Siehe die für England erhobenen Daten in Marjorie McIntosh, *Controlling Misbehavior in England, 1370–1600*, Cambridge 1998 (= Cambridge Studies in Population, Economy and Society in Past Time 34), 98. Mehrere Belege zum Kartenspiel zwischen Eheleuten und Verwandten/Bekanntem im 16. Jahrhundert bei Karl Breitenberg, *Das Tagebuch des Ritters Dionys von Rost vom Jahre 1570*, in: *Der Schlern*, 29 (1955), 195–199. Vgl. auch Walter Tauber, *Das Würfelspiel im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Eine kultur- und sprachgeschichtliche Darstellung*, Frankfurt a. M./Bern/New York 1987, 21ff.

phorik – wie in dem bekannten Text *Les Echez amoureux* – entsteht, kristallisiert sich in der didaktischen Literatur und in Bildquellen das ambivalente Vorstellungsmuster über die mit Männern spielenden Frauen zwischen Statusanspruch und Lasterhaftigkeit heraus.⁹ Das Buhlen um das Glück, im Spiel sinnfällig gelebt und auch als Ausdruck einer neuen Konzeption der Individualität zu interpretieren,¹⁰ driftet in diesem Zusammenhang immer deutlicher in jene negativ konnotierte Trinität ab, die im Titel dieses Beitrags genannt ist. Bei allem Argwohn, den weltliche und geistliche Autoritäten dem Spiel und seinen unerwünschten Begleiterscheinungen gegenüber hegten, blieb jedoch die Sprache der Gesetzgebung weitestgehend geschlechtsneutral. Wo sie es nicht ist, wird der Ausnahmecharakter der *femina ludens* auf der Basis der Männerdominanz, die Freiräume gewähren kann, umso deutlicher. Kein Mann solle mit oder ohne Frauen würfeln, außer im Brettspiel, verfügte der Rat von St. Gallen 1364.¹¹ Augsburg verbietet 1415 das Kartenspiel um Geld, doch „mügen die frauen wol karten umb 1 den oder umb 2 den.“¹² In Savoyen wurde 1470 das Kartenspiel verboten, doch war es den Frauen zur Rekreation und den Männern, wenn sie mit ihnen scherzten, allerdings nur um *spinolis* erlaubt.¹³ Vicenza, das Ende des 14. Jahrhunderts das öffentliche Glücksspiel institutionalisierte, ließ ausdrücklich auch den Frauen die Möglichkeit, außerhalb der vorgesehenen Orte um Süßigkeiten zu würfeln.¹⁴ Venedig erließ 1506 eine Ausnahme vom Verbot der Würfelspiele bei „dadi della farina per recreation delle donne“.¹⁵ Auch wenn man darin ein Zeichen chevaleresker Ehrerbietung

-
- 9 Aus der überbordenden Schachliteratur vgl. Antonius van der Linde, *Geschichte und Literatur des Schachspiels*. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1874, Zürich 1981 (= Tschaturanga. Darstellungen und Quellen zur Geschichte des Schachspiels, 20). Vgl. auch Ernst Strouhal Hg., *Vom Wesir zur Dame. Kulturelle Regeln, ihr Zwang und ihre Brüchigkeit; über kulturelle Transformationen am Beispiel des Schachspiels*, Wien 1995 (= IFK-Materialien 4/95). Zur Liebespaarikonografie vgl. Christiane Zangs, *Glück beim Spielen – Pech in der Liebe*, in: Zangs/Holländer, *Glück, wie Anm. 1*, 17–20, sowie Abb. und Text ebd., 88–91, 182ff. Helma Reimöller, *Die zwei Gesichter der femina ludens. Bemerkungen zur Kartenspielerin im spätmittelalterlichen Diskurs*, in: Bea Lundt u. Helma Reimöller Hg., *Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters*, Köln/Weimar/Wien 1992, 303–321.
 - 10 Zum Kontext des Schachspiels *mit* und *um* die Dame: Hans Petschar, *Kulturgeschichte als Schachspiel. Vom Verhältnis der Historie mit den Humanwissenschaften. Variationen zu einer historischen Semiologie*, Aachen 1986 (= *Aachener Studien zur Semiotik und Kommunikationsforschung* 11), 205.
 - 11 Vgl. Wilhelm Ludwig Schreiber, *Die ältesten Spielkarten und die auf das Kartenspiel Bezug habenden Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts*, Straßburg 1937, 37.
 - 12 Zit. nach Schreiber, *Spielkarten*, wie Anm. 11, 44f.
 - 13 Vgl. Thierry Depaulis, *Les jeux de hasard en Savoie-Piémont sous l'Ancien Régime*, in: *Études savoisiennes*, 4 (1995), 33–56, hier 38. Unrichtig ist die Interpretation Schreibers, dass Männer nur unter den bezüglich der Frauen genannten Bedingungen teilnehmen durften. Vgl. Schreiber, *Spielkarten*, wie Anm. 11, 7. *Spinolis* sind Nadeln, die an Stelle von Münzen verwendet wurden. Ihr Ankauf zu Tausenden ist in Frankreich belegt. Vgl. Mehl, *Jeux*, wie Anm. 8, 217.
 - 14 Vgl. Gherardo Ortalli, *The Origins of the Gambler-State. Licenses and Excises for Gaming Activities in the XIII and XIV Centuries (and the Case of Vicenza)*, in: *Ludica*, 3 (1997), 108–131, hier 128.
 - 15 Zit. nach Giovanni Dolcetti, *Le bische e il giuoco d'azzardo a Venezia 1172–1807*, Venezia 1903, 218. „Dadi della farina“ sind die Astragali, die in Bildquellen fast

sehen will,¹⁶ die integrative Funktion des Spiels war nur um den Preis der Ungleichheit möglich. Ökonomische und hausrechtliche Abhängigkeiten führten dazu, Frauen aus dem Bereich des ökonomisch Relevanten auszuschließen und ihr Spielen der Unterhaltung und Rekreation zuzuordnen. Die erwünschte Unterordnung wird dort deutlich, wo Frauen nur mit Bewilligung ihrer Männer spielen sollten;¹⁷ wo hingegen Fürstinnen, Adelige und „vil reicher Weiber der Kauffleüt und Burger“¹⁸ sich auf Grund ihrer ökonomischen Potenz diesen Zwängen entzogen, erblickten männliche Autoren ein Skandalon.

Die dem Spiel immanente Potenzialität der Entgrenzung wirkt in Richtung der angesprochenen Destabilisierung, die in allen Aspekten das Verhältnis der Geschlechter berührt. So ist es zu verstehen, wenn das Aufbrechen der konstruierten Ordnung von denen, die aus ihr Nutzen zogen, mit der Re-Konstruktion der Symmetrie beantwortet wird. Sebastian Brant erinnerte die Frauen daran, dass die „Vermischung der Geschlecht“ gegen „alle Recht“ sei und es ihnen nicht zustehe, in „Männergesellschaft“ zu spielen: „Sie sollten an der Kunckel lecken/und nit beim Spiel mit Männern stecken.“¹⁹ Der Verweis auf eine ‚naturegegebene‘ Trennung der Funktionen und auf das Haus als Wirkungsbereich der Frau ließ keinen Spielraum mehr zu. Dass die soziale Praxis sich aber nicht an diese Normen hielt, bewirkte eine tief greifende Verstörung und führte schließlich zu dem Befund, „que les femmes se sont émancipées à jöuer“.²⁰

Diese ‚Emanzipation‘ entwickelte sich als Bestandteil der höfisch-aristokratischen Alltagskultur, in der Geselligkeit und Vergnügungen zum ritualisierten Bedürfnis erhoben wurden und das Spiel das Gerüst war, um das sich die adelige Soziabilität und Kommunikation rankte. „Un jeu de reversis donne la forme et fixe tout“,²¹ schrieb Madame de Sévigné 1676. Die reichen „Dames de qualité“ hatten die Muße, zur Erholung

ausschließlich von Mädchen und Frauen gespielt werden (vgl. etwa Breughels Kinderspielbild im Kunsthistorischen Museum Wien). Zu frühneuzeitlichen Policeyordnungen vgl. Josef Pauser, „Verspielen/ist kein Spiel/noch Schertz“. Geldspiel und Policey in den österreichischen Ländern der frühen Neuzeit, in: Policey und frühneuzeitliche Gesellschaft (= *Ius Commune*, Sonderhefte. Studien zur Europäischen Rechtsgeschichte; im Erscheinen).

- 16 Vgl. Ortalli, *Origins*, wie Anm. 14, 119. Ortalli bezieht sich auf das Beispiel Vicenza.
 17 Der Prediger Giovanni Dominici sprach vom Spiel der Frauen überhaupt nur in diesem Zusammenhang. Vgl. Alessandra Rizzi, *Ludus/ludere. Giocare in Italia alla fine del medio evo*, Treviso/Roma 1995 (= *Ludica: collana di storia del gioco* 3), 124. Ende des 16./Anfang des 17. Jahrhunderts erließ Spanien eine solche Bestimmung für seine amerikanischen Kolonien. Vgl. Bernard Grunberg, *Jeux et fêtes en Nouvelle Espagne (XVIe siècle-début XVII siècle)*, in: *Ludica*, 3 (1997), 151–161, hier 157.
 18 [Eustachius Schildo.] *Spilteufel. Ein gemein Ausschreiben von der Spiler Brüderschaft vnd Orden/sampt jren Stifffern/guten Wercken vnd Ablas*, Frankfurt a. d. Oder 1557, unpaginiert.
 19 Sebastian Brant, *Das Narrenschiff* (1494), Leipzig 1986, 184.
 20 [Anonym.] *Désordres*, wie Anm. 7, 54.
 21 Zit. nach Roger Duchêne, *Madame de Sévigné et le jeu*, in: Philippe Ariès u. Jean-Claude Margolin Hg., *Les jeux à la Renaissance. Actes du XXIIIe colloque international d'études humanistes*, Paris 1982, 223–233, hier 228. Reversis ist ein Kartenspiel. Zum Spiel in der höfisch-adeligen Gesellschaft von Paris vgl. Grussi, *Vie*, wie Anm. 7, 61–83. Allgemein dazu Lawrence Stone, *The Crisis of Aristocracy 1558–1641*, Oxford 1965, 567–571. Manfred Zollinger, *Geschichte des Glücksspiels vom 17. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*, Wien/Köln/Weimar 1997, 47–94.

und Unterhaltung mitzuspielen,²² wobei gerade die Mischung der Geschlechter in Ausgaben und Vergnügungen für den gesamten *Beau-monde* als Fundament und Band des Lebensstils, aber auch als wesentliches Distinktionsmerkmal nach unten galt.²³ Doch so wie das Spiel bei Hof Gleichheit bestenfalls vor den Regeln kannte und als Machtspiel dazu diente, soziale Hierarchien zu festigen und Prestige zu gewinnen,²⁴ erfuhren Frauen auch eine interne Diskriminierung: Genossen sie einerseits das ‚Privileg‘, am Spieltisch zu sitzen, während die Männer standen, so mussten sie andererseits das Spiel als Erste verlassen, wenn es zu hoch getrieben wurde.²⁵ Während das hohe, ‚ernste‘ und gefährliche Spiel den Männern vorbehalten blieb, hielt die Kultur des Risikos die Frauen vor allem beim Glücksspiel deutlich innerhalb der Grenzen dessen, was als Unterhaltung galt. Das Kriterium dafür war materieller Natur. Auf den Bällen und Redouten des Adels am Brüsseler Hof gab es eine „Banque des Escalins“ „pour les Dames“; sie galt als unbedeutend, gewann kaum einmal mehr als 10 Dukaten und wurde als „Accessoire“ des großen Pharaotischs angesehen. Bei der Spielordnung für das Brüsseler Theater wollte Graf Cobenzl 1764, dass man diesen Tisch „pour les Dames“ von der Zahlung von 10 Dukaten Abgabe an die kaiserliche Kasse ausnehme.²⁶ Auch außerhalb des höfischen Bereichs war es üblich, neben dem großen Geld oder Gold auch kleinere Münzen oder Silber „zur Unterhaltung für die Damen“ in die Bank zu legen oder überhaupt eine kleine Bank „einer Frau zu Gefallen“ und „aus Scherz“ zu machen.²⁷

Kodierte Affekte und strategisches Spielglück

Nach Ansicht mancher leistete die gemischtgeschlechtliche Kultur des Vergnügens der „natürlichen Neigung“ der Geschlechter zueinander

22 *Sieur de la Franchise* (Pseudonym?), *La deffence de dames, ou bien responce au livre intitulé, Question Chrestienne touchant le leu. Adressé aux Dames de Paris*, Paris 1634, 22. Das Buch erschien als Antwort auf die von Théotime (Pseudonym für Pierre Grenier?) gegen das Spiel der „Dames de Paris“ gemachten Angriffe. Vgl. ders., *Question Chrestienne*, Paris 1633.

23 Vgl. Brigitte Schnegg-von Rütte, *Vom Salon zum patriotischen Verein. Die geschlechtsspezifische Segmentierung der bürgerlichen Öffentlichkeit*, in: Moritz Csáky u. Walter Pass Hg., *Europa im Zeitalter Mozarts, Wien/Köln/Weimar 1995* (= Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 5), 98–104, hier 101. Brigitte Schnegg, *Soireen, Salons, Sozietäten. Geschlechtsspezifische Aspekte des Wandels städtischer Öffentlichkeit im Ancien régime am Beispiel Berns*, in: Anne-Lise Head-König u. Albert Tanner Hg., *Frauen in der Stadt/Les femmes dans la ville*, Zürich 1993, 163–184.

24 Vgl. Duchêne, *Madame*, wie Anm. 21, 229.

25 Vgl. Carl Ludwig Freiherr von Pöllnitz, *Brieffe Welche Das merckwürdigste von seinen Reisen und die Eigenschaften derjenigen Personen woraus die vornehmsten Höfe von Europa bestehen, in sich enthalten*, Frankfurt a. M. 1738, II, 445. Vgl. Zollinger, *Geschichte*, wie Anm. 21, 60–63 u. 148.

26 Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA), Belgien DD:B, *Berichte Cobenzl an Kaunitz*, Fasz.100, 5. März und 27. März 1764. Zum Kartenglücksspiel Pharaon vgl. Manfred Zollinger, *Der „König des Spiels“ im Theater des 18. Jahrhunderts*, in: *Ludica*, 2 (1996), 237–250.

27 Die Beispiele stammen aus Zollinger, *Geschichte*, wie Anm. 21, 148.

Vorschub, erweckte sie und setzte sie ins Werk.²⁸ Der oben vorgestellte Text aus dem Jahr 1615 illustriert, wie gerade das Geschehen am Spieltisch Gelegenheit zu galanten Avancen bot. Die aristokratische Etikette schrieb sogar höfliche Zärtlichkeiten beim Spiel vor: Es war – wohl bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts – üblich, beim Austeilen jeder Karte die Hände zu küssen. Später beschränkte man sich auf die ersten ausgegebenen Karten.²⁹ „Durch das Spielen gewöhnet man sich zu vielen Verträulichkeiten/die unter dem Deckmantel des Spiel mit durchpassiren“,³⁰ warnt Fuchsmundi bei Josef Anton Stranitzky. Für zahlreiche Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts, Moralisten wie Belletristen, gingen Spiel und Liebe eine enge Verbindung ein. So wollte Jean de Préchac zeigen, wie der Weg zu den Herzen der Frauen über ihre Liebe zum Spiel führe. Wenn die Begehrte das Spiel liebe, solle man sich mit ihr assoziieren und es ihr nie an Geld mangeln lassen, oder man lasse sie gewinnen.³¹ Montesquieu zufolge bediene sich bei Hof jeder der „Reize und Leidenschaften“ der Frauen, „um sein Glück zu machen“. ³² Analog dazu ist einer der Haupteinwände gegen gemischte Spielgesellschaften und das Spiel der Frauen, dass Männer das Spiel als Gelegenheit nutzen, sich in die Gunst der Frauen einzuschleichen und diese Gunst als Einsatz verwendet werden kann.³³ Die *passion* der Frauen für Spiel und Gewinn wird eingesetzt, um den *désir* der Männer besser und nobler kodieren zu können. An den Höfen wurden Frauen „galanteries“ in Form von kleinen Lotterien gemacht, bei denen man „ein wenig schwindelte, um sie gewinnen zu lassen“. ³⁴ Zum einen ist dies die Korruption des Spiels an sich, zum anderen geschieht hier auf der Ebene des Geschlechterverhältnisses, was auch in der sozialen Hierar-

28 Beat Ludwig von Muralt, *Lettres sur les Anglois et les François et sur les voyages*, o. O. 1725, 228f, Zit. nach Schnegg-von Rütte, *Salon*, wie Anm. 23, 101. Schnegg, *Soireen*, wie Anm. 23.

29 Vgl. Anweisungen des Louis de Bourbon, Comte de Clermont (1709–1771), für seine Adoptivtochter, Zit. nach J. Darcel, *Un code des belles manières*, in: *Revue de l'Académie du Centre*, 63 (1937) 129–159, hier 152.

30 [Josef Anton Stranitzky,] *Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi [...]*, o. O. 1711, 471.

31 Vgl. John Dunkley, *Gambling: A Social and Moral Problem in France, 1685–1792*, Oxford 1985 (= *Studies on Voltaire and the Eighteenth Century* 235), insbes. 199. [Jean de Préchac,] *Les désordres de la Bassette. Nouvelle galante*, Paris 1682 (Faksimile-Neudruck Genève 1980).

32 Charles-Louis de Montesquieu, *De l'Esprit des Loix*, Genf 1749, VII, 9. Zit. nach der Übersetzung in Brigitte Schnegg, *Die Fahrt auf dem Zürichsee. Eine geschlechtergeschichtliche Deutung des Zerwürfnisses zwischen Bodmer und Klopstock im Jahre 1750*, in: Ulrike Weckel u. a. Hg., *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1998, 119–142, hier 132.

33 Vgl. Dunkley, *Gambling*, wie Anm. 31, 75.

34 [Antoine-René Voyer d'Argenson,] *Mémoire sur les jeux*, in: *Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque*, II, Paris 1779, 289–349, hier 304. In diesen Zusammenhang gehört auch der stereotype Vorwurf, dass Frauen „das Privileg“ hätten, in allen Spielen zu betrügen, „tant qu'il leur plait“. Louis-Charles. Fougere de Monbron, *La Capitale des Gaules, ou la nouvelle Babilonne*, I, La Haye 1759, 26, Zit. nach Dunkley, *Gambling*, wie Anm. 31, 198. Weitere Beispiele ebd. 167. Vgl. Jean Joseph Dusaulx, *De la passion du jeu, depuis les temps anciens jusqu'à nos jours*, Paris 1779, II, 183. Zu *passion* und *désir* als codierte Kategorien vgl. Philip Stewart, *Le jeu de l'amour*, in: *Le jeu au XVIIIe siècle*, hg. von Centre aixois d'études et de recherches sur le XVIIIe siècle, Aix-en-Provence 1976, 157–166, hier 163.

chie zu beobachten ist: der absichtliche Verlust mit dem Ziel, etwas anderes zu gewinnen. Dieser Mechanismus ist Teil der Etikette, mit der Frauen Reverenz erwiesen wird, und damit Ausdruck der Ungleichheit.³⁵

Als gesellschaftlich legitimiertes Medium ermöglichte das Spiel in der höfisch-aristokratischen Gesellschaft Gunstbezeugungen über materielle Zuwendungen ohne Skandal. Dass dies keineswegs ausschließlich Männer nutzten, belegt Carl Ludwig von Pöllnitz anhand einer Anekdote über eine Adelige in Wien zur Zeit Kaiser Josephs I. Die verheiratete Frau hat „ihre Liebe auf einen Cavalier geworffen“, dem sie gerne etwas von ihrem Vermögen zukommen lassen will, „ohne daß die Leute etwas darwider sagen könnten“. Sie setzt also in einer großen Gesellschaft, wo „ihr Liebhaber“ Bank hält, mit auf die Karte und lässt „den Verlust anzeichnen, ohne jemand zu sagen, wie hoch er ging“. Als ihr Mann das Zimmer betritt, wirft sie die Karten auf die Erde und beziffert ihren Verlust für alle hörbar auf 40.000 Gulden. Als er sich weigert, die Schuld zu bezahlen, eröffnet sie, sie sei dazu entschlossen, „es geschehe auch, wie immer es wolle“. Der Mann, der „lieber das Geld verlieren“ will als „etwas, so noch weit höher zu schätzen“, bezahlt.³⁶

Pöllnitz stellt die Ordnung zweifach wieder her: Durch den Ehemann, der mit der Bezahlung das kulturelle Kapital der Ehre³⁷ rettet, und durch die „durch sein Verfahren ziemlich gerühret[e]“ Ehefrau, die den Liebhaber fortan nicht mehr sieht und „nachhero in allem sich klüglich aufführte“. Doch die im Beispiel angelegte Prekarität bleibt erhalten und prägt lange Zeit die kritisch-ablehnende Auseinandersetzung mit dem Spiel, allerdings unter umgekehrten Vorzeichen. Denn die Destabilisierung des ehelichen Lebenskonzepts gründet zumeist nicht in der amourösen Initiative der Frauen, sondern erscheint als Kalkül von Männern. Frauen sind demnach nur Getriebene ihrer Leidenschaft für das Spiel, der sie im Rahmen der ‚Emanzipation‘ und ‚Freiheit‘, die sie genießen, auch mit Unbekannten nachgehen können. Dabei ist das Spiel das idealste Medium.³⁸ Wenn sie dabei Scham, Zurückhaltung und Tugend vergessen, so missbrauchen sie die Nachsicht und den Respekt ihrer Ehemänner, und anstatt als liebende Gattinnen diesen daheim die Kümernisse ihrer außerhäuslichen Angelegenheiten zu lindern, vergrößern sie sie nur, treiben den Mann außer Haus und bewirken letztlich die Zerstörung des Familienglücks.³⁹ Was die Frau in Pöllnitz' Anekdote bewusst inszeniert, war im Horizont der meisten schreibenden Zeitgenossen eine ständig in Erinnerung gerufene Gefahr für Frauen, die spielten. Und die Autoren bezogen sich eben überwiegend auf Ehefrauen, die die Heirat nur als „Deck-Mantel“⁴⁰ für ihren Hang zum Spiel betrachteten. Machten sie Schulden, bleibe ihnen oft nichts anderes, als

35 Vgl. Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, 44–48.

36 Pöllnitz, Briefe, wie Anm. 25, I, 324f.

37 Vgl. Frevert, Mann, wie Anm. 35.

38 Vgl. Christian Garve, Ueber Gesellschaft und Einsamkeit, in: ders., Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, III, Breslau 1792, 289.

39 Vgl. [Anonym,] Désordres, wie Anm. 7, 53–57.

40 [Stranitzky,] Ollapatrida, wie Anm. 30, 400. Der Abschnitt über Frauen in [Anonym,] Désordres, wie Anm. 7, bezieht sich fast ausschließlich auf Ehefrauen.

mit „Liebesfreyheiten“, mit ihrem Körper zu bezahlen, die Grenze zur Prostitution also mehr als nur metaphorisch zu überschreiten und damit den mit Reputationsverlust verbundenen sozialen Abstieg zu besiegeln. „[K]an das Spielen nicht ein Weibsbild verführen zu allem/was nur lasterhaft seyn mag? ... Es darff das Spiel nur ein paar Stunden *contrair* lauffen/und verliehend machen/so wird ein Cavalier daraus Gelegenheit nehmen/der Frauen seinen Beutel anzubieten. Nimmt sie das Erbieten an/wie nothwendig geschiehet/so urtheilet wieder/Herr Doctor! wie es um das übrige beschaffen seyn wird.“⁴¹

Effeminisierung der Spielkultur

Dass Frauen das Unglück im Spiel nur mit dem ultimativen Pfand des Körpers bezahlen und damit besiegeln können, verweist auf prinzipielle Polaritäten in der Zuschreibung von Handlungsmöglichkeiten, die im problematischen Verhältnis zwischen Kultur und Natur gründen. Vor dem Hintergrund der Freiheiten, die die europäische Gesellschaft der Eliten den Frauen auch in Bezug auf Geselligkeit und Spiel einräumte, versäumten die mit diesem Phänomen beschäftigten Autoren nicht, die Frauen an ihre ‚eigentlichen‘ Aufgaben zu erinnern und konsequenterweise zu folgern: „le jeu ne convient pas à son sexe“. Sind Bescheidenheit und Scham ihre Wesenszüge, so entspricht es auch dem Charakter ihres Wesens, immer zu geben und nie zu nehmen, nicht einmal im Spiel.⁴² Die Pflichtvergessenheit sei umso weniger zu entschuldigen, als das Spiel Erholung von den Mühen des Alltags sein soll und Frauen weniger „geschäftig“ seien.⁴³ Um den geschlechtsspezifischen Verhaltenskanon zu legitimieren, bemühte man naturdeterministische Argumente. Nach Jean Barbeyrac betrafen die Gefahren und störenden Begleit- bzw. Folgeerscheinungen des Spiels Frauen weitaus stärker als Männer, weil sie „übler Dispositionen ... fähiger sind“. Selbst in den geringfügigsten Dingen seien sie hab- und gewinnsüchtiger, „spielen

41 [Stranitzky,] *Ollaptrida*, wie Anm. 30, 471. Vgl. ebd. 398. Drastisch auch bei Abraham a Sancta Clara, wo eine Frau ihren „Wittibstand“ im Spiel setzt und schließlich „den Soldaten-Officiern gantz gemein/eine Communis“ wird. Abraham spricht auch davon, dass Frauen ihren „Leib“ verspielen. Ders., *Wunderwürdiges gantz neu ausgehecktes Narren-Nest* [...], Wien 1751, II, 133f. Ein moralisches Exempel gibt auch Johann Gottfried Seume, *Ueber das Spiel*, in: *Sämmtliche Werke*, Leipzig 1853, IV, 38–61, hier 59f. Vgl. außerdem [Susannah Centlivre,] *The Gamester: A Comedy*, London 1708, Epilogue: „And when the Fair One can't the Debt defray,/In Sterling Coin, does Sterling Beauty pay.“ In diesem Sinne auch Charles Rivière Dufresny, *La joueuse*, in: *Oeuvres*, Paris 1731, III, 337–464, hier 5. Akt, 9. Szene, und [Anonym,] *Désordres*, wie Anm. 7, 61f. Zur Thematisierung in der französischen Romanliteratur des 18. Jahrhunderts vgl. Isabelle Journeaux, *Le jeu à travers les romanciers français et anglais du XVIIIe siècle*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine*, 40, 1 (1993), 49–85, hier 71.

42 [Anonym,] *Désordres*, wie Anm. 7, 57. Ähnlich Dusaulx, *Passion*, wie Anm. 34, II, 69: Spielerinnen „dérogent à leur sexe“. Zum Spiel der Frauen als Ausdruck der zunehmenden Freiheit vgl. Jean Barbeyrac, *Tractat vom Spiel* [...] aus dem Französischen übersetzt [nach der 2., erw. Aufl., Amsterdam 1737] von Jacob Wilhelm Lustig, Bremen 1740, 380.

43 Barbeyrac, *Tractat*, wie Anm. 42, 387. Vgl. dazu Dunkley, *Gambling*, wie Anm. 31, 57f.

mit grösserem Eyfer“, sind zanksüchtiger und „des schreyens und rasens mehr gewohnt“, abergläubischer usw.⁴⁴ Paradoxerweise entfremden diese Dispositionen und die im Spiel gelebten Emotionen die Frauen von ihrer – für Männer – essenziellen Wesenheit: Das Spiel denaturiert, sie werden sexuell unattraktiv und unfähig zur Liebe.⁴⁵ Gleichzeitig jedoch hielt der vielbeachtete Gelehrte Barbeyrac eine Interpretation des vermeintlich übermäßigen Spiels der Frauen und der defizitären Affektkontrolle bereit, die einen Ausweg aus der Falle der ‚Natur‘ bot und vom gesellschaftskritischen Diskurs der Aufklärung aufgegriffen werden konnte: Der „Frauen Paßionen [brechen] alsdenn desto stärker [aus], als sie länger eingesperret gewesen“.⁴⁶

Viele der bis hierher vorgebrachten Argumente kehren im Kontext der aufklärerischen Gelehrsamkeit und Zivilisationskritik wieder. Die Ausweitung der Sozial- und Kommunikationskultur der Aristokratie und des wohlhabenden urbanen Bürgertums in Salons und Sozietäten wurde zunehmend als Übernahme der verfeinerten Sitten nach französischem Vorbild wahrgenommen, wo Amüsement und Zerstreuungen über die ‚wahre‘ Kultur, Moral und Menschenbildung herrschten. Wesentlich ist, dass sich die politisch-gesellschaftliche Kritik zu einem großen Teil als geschlechtsspezifisches Missbehagen artikulierte. Ausschlaggebend dafür war die – tatsächliche oder vorgebliche – starke oder gar dominante Präsenz von Frauen in den maßgeblichen Gesellschaftsformen. Der Geschlechterdiskurs wurde über die Polarisierung von gemischtgeschlechtlichen und ausschließlichen Männergesellschaften geführt.⁴⁷ Dabei sollte, Ute Frevert zufolge, die bürgerliche Emanzipation und Selbstvergewisserung gerade auf der ausgeprägten Differenz zwischen Männern und Frauen als einem der „wichtigsten Erkennungs- und Distinktionszeichen“ beruhen.⁴⁸ Der Umgang mit dem Spiel genoss in diesem Zusammenhang, seiner dominanten Rolle in den adeligen-elibürgerlichen Gesellschaften entsprechend, besondere Aufmerksamkeit, weil in dem Maße wie „der gute Bürgerstand ... sich in seiner Lebensart den höhern Ständen genähert hat“, das Spiel „ein weit allgemeinerer Zeitvertreib aller Classen geworden“ sei.⁴⁹ Auch hier verlief die Kritik in zwei Stoßrichtungen. Auf der einen Seite wurde die Präsenz von Frauen für das Überhandnehmen des Spiels auf Kosten anderer Kommunikationsformen verantwortlich gemacht, auf der ande-

44 Barbeyrac, *Tractat*, wie Anm. 42, 391ff. Zum Naturdeterminismus im Geschlechterdiskurs des 18. Jahrhunderts vgl. Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib; 1750–1850*, Frankfurt a. M./New York 1991, 71.

45 Vgl. Jean de la Bruyère, *Les Caractères de Théophraste traduits du grec*, Paris 1688 (dt. *Die Charaktere oder die Sitten des Jahrhunderts*, übersetzt von Otto Flake, Wiesbaden 1979, 183). Vgl. Dunkley, *Gambling*, wie Anm. 31, 75, Anm. 36. Roger Munting, *An Economic and Social History of Gambling in Britain and the USA*, Manchester 1996, 185.

46 Barbeyrac, *Tractat*, wie Anm. 42, 394. Siehe auch Dusaulx, *Passion*, wie Anm. 34, II, 66. Vgl. Dunkley, *Gambling*, wie Anm. 31, 146. Barbeyracs Werk ist in europäischen Bibliotheken so zahlreich vorhanden wie sonst kein anderer Spieltraktat.

47 Vgl. Schnegg, *Fahrt*, wie Anm. 32; vgl. auch Schnegg-von Rütte, *Salon*, wie Anm. 23, und Schnegg, *Soireen*, wie Anm. 23. Vgl. weiters Honegger, *Ordnung*, wie Anm. 44.

48 Frevert, *Mann*, wie Anm. 35, 140f.

49 Garve, *Gesellschaft*, wie Anm. 38, 285.

ren im Versuch, geschlechtsspezifische Kriterien für bestimmte Spielgattungen geltend zu machen. Beide verschmelzen nicht nur im Zusammenhang mit den krisenhaften Symptomen bei der „Herausbildung einer gegen die effeminierte feudale Zivilisation gerichtete[n] Kultur“,⁵⁰ sondern sind auch als Abwehr gegen die Effeminisierung des Spiels zu sehen.

Am Beispiel der erwähnten Funktion des Spiels als Strategie der Reverenz lässt sich der Wandel illustrieren. Wenn 1646 den männlichen Spielern noch empfohlen werden konnte, Verluste im Spiel zu ertragen, aber „Fraw und Jungfrawen“ gewinnen zu lassen – wenn auch mit ironischem Seitenhieb darauf, dass sie „gern das Gelt“ gewinnen⁵¹ –, waren einer Verhaltensanweisung von 1722 zufolge Männer dazu „nicht gehalten“, weil die Bereitschaft zu zahlen wachse, je vornehmer und reicher die „Frauzimmer und die dames“ seien. Dennoch konzediert der Text die noch geltende Metaregel: „Andre Umstände da man etwas nach denen Affecten und aus andern Absichten, und Compensationen thut, haben andere Raisons.“⁵² Mitte des 18. Jahrhunderts gab ein Autor die Frage „Ob die Mode redlich seye, daß das Frauzimmer, wenn man um Geld spielt, nichts bezahlt, und doch den Gewinn von unserm Geschlechte annimmt“ wohl nur noch theoretisch „zum Nachdenken“ auf.⁵³ Um 1800 war es für Johann Gottfried Seume klar, dass nur Verrückte in der Absicht zu verlieren spielten und daher der gewollte Verlust einen anderen Gewinn, nämlich die „Gunst“, zum Zweck haben könne, der jedoch bei der Gewinnenden nur doppelter Verlust sei. Die Kunst der Bewährung in der Gesellschaft greift zwar immer noch auf dieses Mittel zurück, doch erheben andere, ökonomische Zwänge gleichrangigen Anspruch und machen es zum ‚Arrangement‘: „Die meisten jungen Männer, welche auf Artigkeit einigen Anspruch machen, sind in Verlegenheit, wie sie im Spiel gegen Damen sich benehmen sollen, indem sehr oft ihre Börse Verlust fürchtet, und man es doch für einen Mangel guter Erziehung auslegt, wenn sie gewinnen.“ Diese negative Zeiterscheinung hätten zwar die Männer zu verantworten, doch „noch weniger gereicht es den Damen zur Ehre, daß sie es als ein Privilegium des Geschlechts sich anmaßen, immer Gewinnerinnen seyn zu müssen“, und somit ihr Geschlecht „zum gröbsten Freibeuter gegen das andere“ zu machen.⁵⁴

Die Kritik an fehlgeleitetem Rollenverständnis und ökonomische Rücksichten treten bei anderen Autoren hinter die auch bei Seume unbestrittene gesellschaftliche Bedeutung des Spiels zurück. „Das Spiel ist jetzt, man möchte sagen, eine unerläßliche Bedingung, die an jeden Gebildeten gemacht wird, wenn er in eine Gesellschaft tritt, oder sich

50 Honegger, Ordnung, wie Anm. 44, 7. Zur Effeminsierung vgl. auch Schnegg, Fahrt, wie Anm. 32, 137f, sowie Schnegg-von Rütte, Salon, wie Anm. 23.

51 [Anonym.] Picquet Sampt dem Mund oder Thurn Spiel, Frankfurt a. M. 1646, 60.

52 [Anonym.] Vorschrift wie beyrn Spielen zu verhalten und aufzuführen (1722), in: Palamedes redivivus [...], Leipzig, 1733.

53 [Anonym.] Abhandlung vom Werth im Spielen und der Redlichkeit im Spielen (1751), in: Die Kunst die Welt erlaubt mitzunehmen in den verschiedenen Arten der Spiele, so in den Gesellschaften höhern Standes, besonders in der Kayserl. Königl. Residenz-Stadt Wien üblich sind [...], Wien/Nürnberg 1756, 407.

54 Seume, Spiel, wie Anm. 41, 44–46.

irgend an einen Zirkel anschließt“, heißt es in Krünitz' Enzyklopädie. „Wer sich daher entschließt in der großen Welt, überhaupt in Gesellschaften aufzutreten, der muß das Spiel verstehen, der muß Theil an einer Spielgesellschaft nehmen können, sonst macht er sicherlich kein Glück, besonders nicht bei Damen; denn die erste Frage ist nach dem Thee: Wollen wir spielen?“⁵⁵ Die hier gezeichneten Elemente der Geselligkeit in der gebildeten Elitenkultur sind – inklusive Tee⁵⁶ – weiblich bestimmt. Der Zwang zum Spiel geht von der dominierenden Rolle der Frauen aus, und die Fähigkeit bzw. Fertigkeit, mit ihnen spielen zu können, ist Voraussetzung für das gesellschaftliche Weiterkommen, das hier *Glück* heißt. Wer nicht spielt, gilt als ein „homme qui n'a rien de sociable“,⁵⁷ wie Johann Gottfried Seume bezeichnenderweise auf Französisch festhält. Diese Rolle, die weibliche Identität unter anderem in „elegante[n] Formen“ verankert, weist voraus auf ihre Funktion als Motor der „Feudalisierung“ des Bürgertums durch Annahme „aristokratischer Manieren“, mittels derer Frauen Klassengrenzen überwinden konnten.⁵⁸

In diesem Nexus von Spiel, Soziabilität und Zivilisierung konstatierten Moralisten und Philosophen einen deutlichen Verfeinerungs- und Pazifizierungsschub, der in der Wahl der Spiele und in der Teilnahme der Frauen gründe: „Das häßliche Gesöff, und die zügellosen Hasard-Spiele und die vielen Duelle so noch vor funfzig Jahren herrschten, sind vorzüglich durch die heutigen feinem Spiele und insonderheit mit den Damen verdrenget worden.“⁵⁹ Isaac de Pinto nahm sich etwas später Denis Diderots Verteidigung der Leidenschaften an und trieb sie ironisch auf die Spitze, indem er dem Kartenspiel die Wirkung zuschrieb, die Leidenschaften geschwächt und gezähmt, die Männer moralischer und die Aufklärung durch Mittelmäßigkeit fester verankert zu haben.⁶⁰ Pinto legt seinen Ausführungen eine bipolare Idee zu Grunde: Einem Früher wird die jetzige „Epoche des Spiels“ entgegengestellt, wobei das Spiel alle intellektuellen und politischen Energien der Männer absorbiert habe. Der „Geist der Duldung“ und die Milderung der Sitten seien im Wesentlichen eine Folge des Spiels, das die Geselligkeit vermehrt und Geschlechter „vereint“ habe. Es mische und bringe Männer und Frauen noch mehr als ein Paket Karten durcheinander. Männer waren davor unter sich, bei Alkohol und rauen Sitten, politischen Diskursen bis hin zu Verschwörungen, insgesamt aber in „mehr Bande, mehr Freundschaft“.

55 Art. „Spiel“ in: Johann Georg Krünitz Hg., *Oeconomische Encyclopädie*, 157, Berlin 1833, 561.

56 Vgl. Schnegg-von Rütte, *Salon*, wie Anm. 23, 100.

57 Seume, *Spiel*, wie Anm. 41, 39. Zum Zwang vgl. Garve, *Gesellschaft*, wie Anm. 38, 290.

58 Frevert, *Mann*, wie Anm. 35, 142ff u. 154ff.

59 Carl Heinrich von Bogatzky, *Schriftmässige Beantwortung der Frage: Was von dem weltüblichen Tanzen und Spielen zu halten sey und ob es nicht mit zur Christlichen Freyheit gehöre?* [...], Halle 1750, 28f. Welches die „feinem Spiele“ sind, erläutert der Autor nicht. Jedoch sind die in diesen Schriften gemeinten Kartenspiele fast ausschließlich die damals besonders beliebten strategischen Kartenspiele wie Piquet, Hombre (L'Hombre; Omber; Lomber) oder Whist, und nicht Glücksspiele.

60 Isaac de Pinto, *Lettre de l'Auteur sur le jeu des cartes à Mr. D[iderot]*, in: *Traité de la circulation et du crédit* [...], Amsterdam 1771, 345–352. Vgl. Dunkley, *Gambling*, wie Anm. 31, 140f u. Anm. 141.

„Andererseits, da noch kein Karten-Talisman da war, der es den Männern verschaffte, sich einem grünen Spieltisch gegenüber an den Reitzen des Frauenzimmers zu ersättigen, waren Freundschaft und Liebe noch Leidenschaften.“ Nun, dank der Karten, sei „man nur galant“. Anstatt Freunde habe man Bekannte, anstatt Geliebte „Gebieterrinnen“ („nombre de maitresses et pas une amante“, heißt es in der auch im Original wiedergegebenen Passage). Die Konzentration aller Interessen auf das Spiel schaffe einen Mikrokosmos: „Die dunkle Idee von Glück und Unglück ist dabei; selbst die Eitelkeit ist in Rege; das Spiel scheint eine täuschende Gleichheit festzusetzen unter den Spielern, und dies Vehikul stimmt in der Gesellschaft die verschiedensten Glieder zusammen; Geiz und Ehrbegierde würken; dem allgemeinen Geschmack am Vergnügen wird durch diese Zeitkürzung geschmeichelt. Sind Damen von der Partie, so muß es die Liebe auch seyn.“⁶¹ Pintos Brief wurde bald auch in Deutschland rezipiert. Doch dort – und das ist wesentlich – verstand ihn niemand als Satire. Bis hin zu Krünitz' Enzyklopädie, die ihn als Beispiel für die Beförderung der „Kultur“⁶² ohne ironische Relativierung wiedergibt, projizierte man den Text ernsthaft vor den Hintergrund der soziokulturellen Vorstellungen und Gegebenheiten. Der *Teutsche Merkur* kommentierte deutlich, was auf dem Spiel steht: „Jene Kartenspieliebe nemlich“ sei gemeint, „das gerühmte Gegengift gegen die fürchterliche Leidenschaft und Neigung. Ixion darf nach der Juno – nicht einmal mehr haschen, sondern mit der glänzenden Wolke nur spielen.“ Die Gefahr bestehe darin, „sich mit Weibern, wie Kartenblätter, in der Gesellschaft zu mischen, und auch mit ihnen Gespräch, Belebung und Bildung abzuschwören“. Vernichtend schließlich der Befund: „Weiber, ihr habt gewonnen! Ihr seyd da – zum Spiel.“⁶³

Die heftige Reaktion gegen die „Weiberherrschaft“ ist Ausdruck einer allgemeinen kulturellen Verunsicherung, die gerade zwischen 1770 und 1800 um sich griff, als es zu einem „tiefgreifenden Umbruch in den kulturellen Schemata“ kam, der „alte Selbstverständlichkeiten des sozialen Umgangs sowie der kulturellen Idealbildungen“ von Mann und Frau bedrohte.⁶⁴ Die Krise musste umso tiefer empfunden werden, als die diversen Geselligkeitsformen Kommunikationsforen der aufklärerischen Öffentlichkeit zu sein hatten, gemischte Gesellschaften aber diesen Zweck scheinbar konterkarierten. „In allen Gesellschaften, an welchen beyde Geschlechter Theil nehmen, ist das Spiel die Unterhaltung des größten Haufens“,⁶⁵ schrieb Ernst Brandes 1789. Die Hälfte

61 [Anonym,] Briefe über die Würkung des Kartenspiels in Europa, in: *Teutscher Merkur* (Jänner 1777), 33–55. Der Brief de Pintos ist in diesem Artikel in Auszügen übersetzt.

62 Krünitz, *Encyclopädie*, wie Anm. 55, 518. Vgl. auch Garve, *Gesellschaft*, wie Anm. 38, 289–295. Garves Position ist ambivalent: Einerseits sieht er zwar eine Zunahme der Geselligkeit und eine Verbesserung der Sittlichkeit durch das Spiel, andererseits wird das Spiel wegen der dabei „erregten Leidenschaften“ für Zank und Streit als „Ursache des Verderbens“ gesehen. Ebd. 291f.

63 [Anonym,] Briefe, wie Anm. 61, 45, 43f.

64 Honegger, *Ordnung*, wie Anm. 44, 47 u. 14.

65 Ernst Brandes, Ueber die gesellschaftlichen Vergnügungen in den vornehmsten Städten des Churfürstenthums, in: *Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande*, 3 (1789) 761–800, hier 776.

der Spielpartien bestehe aus Frauen,⁶⁶ meinte Johann Gottfried Seume. Das Dilemma bestand nicht nur darin, dass manche, die dem hohen Bildungsniveau nicht entsprachen, vom Gespräch über Wissenschaften, Künste und Politik überfordert waren, sondern dass „Frauen ausgeschlossen“ waren und sich „ihre eigene Unterhaltung wählen“ mussten.⁶⁷ Also griff man wieder zum Spiel, um die freie und gemischte Geselligkeit⁶⁸ wieder in Gang zu setzen. Es schien nicht anders vorstellbar, weil ja besonders Frauen „für das Spiel, als Spiel, eine leidenschaftliche Neigung durch den Umgang“ bekommen; weil der „Charakter der eigentlichen Spielschwestern“ „Leerheit der Seele“ und „Gleichgültigkeit gegen alles Ernsthafte und den Verstand Beschäftigende“ sei,⁶⁹ wie Christian Garve urteilte. Die „Mode des Spiels“ in den „sogenannten guten Gesellschaften“ entwickelt sich von der Gewohnheit zur Furie und raubt „die Hälfte des daselbst vermißten Glücks“. ⁷⁰ Deshalb lehnte die Idealvorstellung der bildungsbürgerlichen aufklärerischen Geselligkeit ‚geistlosen‘ Zeitvertreib ab und grenzte sich mit dem Vorwurf der Unwissenheit und des Müßiggangs sowohl gegen den höfisch-aristokratischen und kaufmännischen als auch gegen den Lebensstil der Unterschichten ab.⁷¹ Als tauglicher Gegenentwurf zum „übertriebene[n] Genuß der gemischten Gesellschaften“, nachteilig für die Männer „durch Verweichlichung des Charakters“ und für die Frauen „durch häufige Uebung in unpassenden Anmaaßungen“, schienen Männerzirkel, die „Clubs der Männer“. ⁷² Während dieses Modell der ausschließlich männlichen Geselligkeit einerseits tatsächlich in der Form der immer zahlreicher werdenden Sozietäten, Vereine, Logen und Geheimgesellschaften in ganz Europa dem bürgerlichen Habitus auch in der politischen Sphäre zum Durchbruch verhalf,⁷³ besannen sich gerade Männerklubs als geschlossene Gesellschaften mit dem Rückgriff auf alte Kommunikationsmuster ihrer Funktion als Orte traditionell männlicher Reproduktion. Wenn zu Beginn des 18. Jahrhunderts „die vornehmen Männer-Clubs“, eine der drei Organisationsformen der Geselligkeit neben den großen Gesellschaften des hohen und den kleinen und „Coterien“ des niederen Adels, sich dadurch auszeichneten, dass sie „keine andere Absicht, als

66 Vgl. Seume, *Spiel*, wie Anm. 41, 44.

67 Krünitz, *Encyclopädie*, wie Anm. 55, 564.

68 Vgl. Brigitte Tolkemitt, *Knotenpunkte im Beziehungsnetz der Gebildeten: Die gemischte Geselligkeit in den offenen Häusern der Hamburger Familien Reimarus und Sieveking*, in: Weckel u. a. Hg., *Ordnung*, wie Anm. 32, 167–202, insbes. 198. Vgl. Garve, *Gesellschaft*, wie Anm. 38, 286 u. 293f. Zum „Kampf der Lesegesellschaften gegen das Abgleiten in einen Kaffeehaus- und Spielbetrieb“ vgl. Ulrich Im Hof, *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München 1982, 226.

69 Garve, *Gesellschaft*, wie Anm. 38, 295f.

70 Seume, *Spiel*, wie Anm. 41, 58.

71 Beispiele aus der französischen Literatur bei Journeaux, *Jeu*, wie Anm. 41, 67. Zum Lebensstil Hamburger Kaufleute vgl. Tolkemitt, *Knotenpunkte*, wie Anm. 68, insbes. 172, 189f.

72 Ernst Brandes, *Ueber den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts*, Hannover 1808, 149f. Vgl. Schnegg-von Rütte, *Salon*, wie Anm. 23, 102f und Schnegg, *Fahrt*, wie Anm. 32, 136–142.

73 Vgl. Im Hof, *Jahrhundert*, wie Anm. 68, 231–236. Vgl. Schnegg-von Rütte, *Salon*, wie Anm. 23, 103f und dies., *Soireen*, wie Anm. 23.

das Spiel“ hatten und folglich in ihnen „die größten jeux de hasard“ gespielt wurden, hatte die Bildung von „Clubs der Männer“ vor allem „die zunehmende Wuth des hohen Spiels“ zur Folge.⁷⁴

Weibliche Spiele – männliche Spiele?

In dieser Beobachtung liegt eine weitere kulturelle Geschlechterdifferenz verborgen. Ungeachtet aller Vermischung der Geschlechter, die aus dem Bedürfnis nach Spiel resultiert und von ihm getragen wird, galt es als ausgemacht, dass der „true gamester“⁷⁵ keine Empfindungen kenne und weder Geschlecht, noch Alter, Land, Partei oder Religion und also auch kein Auge für weibliche Reize habe: „Si Vénus elle-même venoit se jeter dans vos bras, vous lui préféreriez deux As à la main.“⁷⁶ Der ‚wahre‘ Spieler aber spielt das ‚echte‘ Spiel, und das ist im Idealfall das sehr hohe und das risikoreiche Hasardspiel. Dieses wiederum findet nicht dort statt, wo Frauen mit von der Partie sind, sondern in den Männerzirkeln. Frauen, meinte Jean Barbeyrac, könnten sich trotz der Lockerung noch immer nicht ohne den Beigeschmack der „Unehrbarkeit“ darauf einlassen.⁷⁷ Das Glücksspiel konnotiert – durchaus militärisch – Ehre und Prestige, die „Tugend des Muths“, der „Männlichkeit“.⁷⁸ Das Kartenspiel, wie es in den gemischten Gesellschaften betrieben wird, ist hingegen eine „nichtswürdige weibische Sache“.⁷⁹ Obwohl Frauen selbstverständlich auch Glücksspiele spielten und Karten überall verbreitet waren, entspricht diese extreme geschlechtsspezifische Zuschreibung von Spielen einer Auffassung, wonach Männer alle aktiven Spiele spielen konnten, Frauen dagegen die „jeux sédentaires“⁸⁰ und manche Körperspiele, wie z. B. Federball, jedoch mit viel Zurückhaltung.⁸¹ Bilder vom höfischen und adeligen Leben bestätigen dies:

74 Johann Basilius Küchelbecker, Allerneueste Nachricht vom Römisch- Kayserl. Hofe [...], Hannover 1730, 377–382. Brandes, *Zeitgeist*, wie Anm. 72, 150. Zu englischen Männerclubs vgl. Munting, *History*, wie Anm. 45, 185.

75 Vgl. Frances Brooke, *The Excursion* (1777), London 1785, I, 58f, Zit. nach Journeaux, *Jeu*, wie Anm. 41, 70.

76 Edward Moore, *Le joueur*, Paris 1762 (Übers. nach dem engl. Original von 1758), Epilog.

77 Barbeyrac, *Tractat*, wie Anm. 42, 395f. Die Arbeit von Hope D. Cotton, *Women and Risk, the Gambling Woman in Eighteenth-Century England*, Phil. Diss., Auburn, Alabama 1998, lag mir nicht vor.

78 Zum militärischen Kontext siehe Garve, *Gesellschaft*, wie Anm. 38, 401 u. 407. Zu Militär und Glücksspiel vgl. Krünitz, *Encyclopädie*, wie Anm. 55, 546f. Allgemein: Zollinger, *Geschichte*, wie Anm. 21, 94. Zu Ehre und Prestige im Zusammenhang mit dem Glücksspiel vgl. auch Muchembled, *Jeux*, wie Anm. 4, 104.

79 Kommentar zu Pintos Brief an Diderot, in: *Hannoverisches Magazin*, 69 (26. August 1788), 1095.

80 Dehesse, *Les quatres ages en récréation, divertissement-ballet* [...], [Paris] 1749, unpaginiert.

81 Vgl. Barbeyrac, *Tractat*, wie Anm. 42, 396ff passim. Siehe auch Dunkley, *Gambling*, wie Anm. 31, 132. Im 16. Jahrhundert gab es jedoch auch ‚Tennis‘-Spezialistinnen. Vgl. Manfred Zollinger, Benders „Unterricht deß Ballen-Spiels“ im historischen und literarischen Kontext, in: *Homo ludens*, 6 (1996), 271–179, 274f. Bötzelschießen und Kartenspiele als Möglichkeit des „gleichberechtigt[en]“ Umgangs der Geschlechter im Bürgertum und beim niederen Adel in Salzburg im 18. Jahrhundert sieht Günther

Männer unter sich beim Kegeln oder Billard, Männer mit den Frauen beim Kartenspiel.⁸² Neben der körperlichen war für manche die intellektuelle Kapazität das Kriterium der Differenzierung. Ein Text aus dem Jahr 1608 vergisst nicht zu betonen, dass „Basegue“ ein „jeu assez simple“ sei, „où ne s'adonne[nt] gueres que des femmes“.⁸³ Weil einige der vom Grafen von Clermont in der Anweisung für seine Adoptivtochter genannten Spiele „difficiles et de grande combinaison“ seien, würden sie fast nur von Männern gespielt. Doch gebe es auch einige Frauen, die sehr gut Schach, vor allem aber Trictrac (eine Art des 1615 von Dido und Aneas gespielten Spiels!) spielten.⁸⁴ Evident und bis in die jüngere Vergangenheit wirksam ist die geschlechtsspezifische Trennung der Spielenden in der angeblich besonders bei Frauen ausgeprägten Neigung für Lotterien⁸⁵ und Lotto und der damit verbundenen Traumdeutung. Gerade das Zahlenlotto als ausgemacht „weibisch“ darzustellen und es gleichzeitig aus dem Bereich der mit Risiko und entschlossenem männlichem Handeln verbundenen ‚echten‘ Hasardspiele zu verbannen, gehörte zur Strategie der Lottogegner, dieses Spiel in der bürgerlichen Öffentlichkeit auch durch diese Konnotation herabzusetzen.⁸⁶ Entscheidend ist, dass die Frauen im deutlichen Unterschied zur traditionellen männlichen Risikowelt der Händler, Seeleute und Soldaten im Universum des Lottospiels, das die urbane Gemeinschaft mit ihren Familien miteinbezieht, präsent sind.⁸⁷ Die referierten Auffassungen spiegeln also nicht eine geschlechtsspezifische „Vorliebe“ für bestimmte Spiele,⁸⁸ sondern fokussieren die auf den Bereich des Spiels, damit der Kommunikation, der Soziabilität und des symbolischen Handelns übertragene separierende Ordnung und die darin eingelagerte Verständigung über Macht und Ohnmacht, Passivität und Aktivität, Vernunft, Kalkül und Irrationalität, Zugang zu Chancen und Glück. Anstatt soziale

Bauer, Bözelschießen – das „Dartfieber“ der Mozartzeit, in: *Homo ludens*, 9 (1999), 159–201, 175.

82 Vgl. Hofdienst und Hofleben. Aufzeichnungen des Grafen Erasmus Friedrich von Herberstein über seinen Aufenthalt, sein Leben und seine Dienste am Hofe Kaiser Leopold's I. zu Regensburg, in: *Steiermärkische Geschichtsblätter*, IV, 3 (1883), 133–140, hier 139f.

83 [Anonym,] *La mort aux pipeurs*, Paris 1608, 21. Basegue ist das Kartenspiel Besigue.

84 Darcel, *Code*, wie Anm. 29, 152. Die fast nur von Männern gespielten Spiele sind reine Würfelglücksspiele. – Die Ikonografie des Spiels hat sich im 18. Jahrhunderts mehrfach des Sujets quasi-amouröser Spielkämpfe zwischen Mann und Frau beim Trictrac bedient, vgl. z. B. den Kupferstich „Das Brettspiel – Ludus Aleae“ von C. Eisen u. J. G. Hertel [1700–1775], abgebildet in *Institut für Spielforschung u. a. Hg., 5000 Jahre Würfelspiel*, Ausstellungskatalog, Salzburg 1999, Kat. Nr. 50; siehe auch ebd. Nr. 53.

85 Vgl. [Anonym,] *The Countrygentleman's Vade Mecum* [...], London 1699, 81.

86 Vgl. Edith Saurer, *Straße, Schmuggel, Lottospiel. Materielle Kultur und Staat in Niederösterreich, Böhmen und LombarDO-Venetien im frühen 19. Jahrhundert*, Göttingen 1989, 312. Siehe auch Katharina Stockholzerin, *Ueber das schädliche und für Böhmen nachtheilige Lotteriespiele*, [o. O.] 1782, 11.

87 Vgl. das hervorragende Buch von Paolo Macry, *Giocare la vita. Storia del lotto a Napoli tra Sette e Ottocento*, Rom 1997, 35.

88 Eine solche nimmt zum Teil an: Margarete Zimmermann, „Esbatemens honnestes“ und „giochi piacevoli“: Spielelemente in literarischen Texten des romanischen Mittelalters, in: *Spiel*, wie Anm. 6, 12.

und geschlechtsbezogene Trennungen durch das Spiel aufzuheben, wurde es zu einem zusätzlichen Faktor der Segregation.

Spielregeln der Erotik

Das Bürgertum entwickelte nicht nur ein ausgeprägtes Misstrauen gegenüber den diversen Spielen, denen man sich nur unter Beachtung vielfältigster Kautelen widmen sollte – Schach und Bewegungsspiele waren in der Regel ausgenommen –, es schrieb darin auch seine geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen ein. Mit dem paternalistischen Stereotyp der genussüchtigen Frau wurde der nicht minder stereotyp geäußerte Vorwurf laut, dass „eine habsüchtige Spielerin ... unmöglich eine gute Haushälterin, eine gute Mutter, und fast schon gar nie eine rechtschaffene Gattin seyn“ könne,⁸⁹ ein Vorwurf, der auch in Schriften zur „medizinischen Polizey“⁹⁰ Eingang fand. Der materielle Aspekt fiel nun in einer Spielgattung weg, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gerade das Bürgertum weidlich nutzte, in den Pfänder- und Gesprächsspielen, die im deutschen Raum „Gesellschaftsspiele“ hießen. Im Italien des 16. Jahrhunderts für städtisches Patriziat und Aristokratie entwickelt und später auch in Frankreich und Deutschland literarisiert, gehörten sie zu den Unterhaltungen an europäischen Höfen.⁹¹ Ihre Bedeutung lag in ihrem hohem kulturellen Anspruch und darin, dass sie ausdrücklich die Teilnahme von Frauen (*vaghe donne* neben *giovani huomini*⁹²) forderten, ohne die sie sogar „fade“⁹³ seien. Doch steht die Frau, die hier, nämlich in den Grenzen des Spiels „regierend“ handeln (*Reine du jeu*) oder als „Schiedsrichterin“ männliche Attribute und Rollen übernehmen konnte,⁹⁴ gleichzeitig für die Reduktion der „Hoch“-Kultur auf ein banalisiertes und pragmatisches Niveau, als Objekt einer Strategie von Männern.⁹⁵ Wichtig ist jedoch, dass die Beziehung zwischen Geschlechtern, Nähe und Ferne, körperliche Kontakte, Küsse usw. integraler Bestandteil des Spielgeschehens

89 [Joseph Richter,] Wienerische Musterblätter, Wien 1785, 19. Der Topos kehrt in zahlreichen Schriften der österreichischen Schriftsteller der 1780er und 1790er Jahre wieder. Zum Problem vgl. auch Munting, History, wie Anm. 45, 187.

90 Vgl. Sabine Toppe, „Polizey“ und Mutterschaft: Aufklärerischer Diskurs und weibliche Lebensrealitäten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Weckel, Ordnung, wie Anm. 32, 303–322, insbes. 308f.

91 Vgl. François Lecerclé, La culture en jeu: Innocenzo Ringhieri et le Pétrarquisme. In: Jeux à la Renaissance, wie Anm. 21, 185–200. Riccardo Bruscastigli, Les Intronati „a veglia“: L'académie en jeu, ebd., 201–212. Dino Fabris, Giochi, spettacoli e società in un trattato del gesuita Claude-François Menestrier del 1682, in: Ludica, 1 (1995), 37–49. Belege für ihren Gebrauch an Höfen des 17. Jahrhunderts bei Raimund Montecuccoli, Viaggio in svezia nel mese di dicembre 1653, in: Alois Veltré Bearb., Ausgewählte Schriften, III, Wien/Leipzig 1900, 94f, 103f. In Deutschland propagierte Georg Philipp Harsdörffer diese „Frauzimmer Gesprächspiele“, die zwischen 1641 und 1657 in acht Bänden erschienen.

92 Scipion Bargagli, I Trattenimenti [...] dove da vaghe Donne, e da giovani Huomini rappresentati sono Honesti, e diletteuoli Gioochi [...], Venedig 1587.

93 [Charles Sorel,] La maison des jeux [...], Paris 1642, a4.

94 Vgl. Lecerclé, Culture, wie Anm. 91, 194ff.

95 Vgl. Bruscastigli, Intronati, wie Anm. 91, 209.

waren. Mit der Übernahme der Gesellschaftsspiele vereinte das Bürgertum ländlich-bäuerliche mit höfischen Spielgewohnheiten, verlegte sie in den Bereich der Familie und Vereine, integrierte sie in neue Ordnungsmodelle und stattete sie mit bestimmten Funktionen aus.⁹⁶

Als zentrale Form der Geselligkeit standen sie im „Spannungsfeld zwischen gespielter Unschuld und spielerischer Erotik“.⁹⁷ Einer der wesentlichen Prüfsteine für ihre Akzeptanz war die Sittlichkeit vor allem von Pfänderspielen, deren „Endzweck“ nach übereinstimmender Meinung vieler „allema!“ das Küssen war.⁹⁸ Doch weist Dorothea Kühme darauf hin, dass alle Kontakte und Küsse „vergesellschaftete“ Küsse waren und keine intimen, mithin gesellschaftlichen Charakter hatten, wenngleich es Zeugnisse zu Beziehungen gibt, die in Gesellschaftsspielen angeknüpft wurden.⁹⁹ In der Komponente der mitunter platten Sinnlichkeit, der Bedeutung als Teil der (jugendlichen) Sexualkultur und der Annäherung der Geschlechter sind sie mit den dörflichen Spinnstuben vergleichbar.¹⁰⁰ Die Kritik an solchen Spielen machte sich vor allem an ihrem erotischen Charakter fest, den dann auch erwachsene Männer nutzten, sich jungen Frauen zu nähern.¹⁰¹ Pädagogen des 18. Jahrhunderts lehnten sie als gefährlich ab,¹⁰² und auch Moralisten wiesen auf die „Lüsternheit“ hin, die zum Pfänderspiel führe, „das jeder durstige Liebhaber und jedes hungrige Frauenzimmer mit Kußhand ergreift, seine Begierden zu stopfen“.¹⁰³ Somit wurde das Pfänderspiel im Blick der Männer zum Prüfstein für die Integrität junger Frauen bzw. für ihre ‚Tauglichkeit‘ zur Ehefrau: „Wer Pfänder spielt, verpfändet sich, alle die lieben Strafen zu verrichten, die das Pfandspiel auferlegt; da nun diese Strafen nicht von der sittsamsten Art sind, so möcht' ich mein Herz, ... an kein Mädchen verpfänden, das stark in diesem Spiele bewandert ist.“¹⁰⁴ Dass sich die Grenzen zwischen Realität und Spiel verwischen

96 Vgl. Dorothea Kühme, *Bürger und Spiel. Gesellschaftsspiele im deutschen Bürgertum zwischen 1750 und 1850*, Frankfurt a. M./New York 1997 (= Historische Studien, Bd. 18), 39–42.

97 Schnegg, *Fahrt*, wie Anm. 32, 127.

98 [Anonym.] *Der angenehme Gesellschafter*, Dritter Theil, Halle 1792, 45. Siehe auch Kühme, *Bürger*, wie Anm. 96, 166–171.

99 Kühme, *Bürger*, wie Anm. 96, 103–107, 168.

100 Vgl. Hans Medick, *Spinnstuben auf dem Dorf. Jugendliche Sexualkultur und Feierabendbrauch in der ländlichen Gesellschaft der frühen Neuzeit*, in: Gerhard Huck Hg., *Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland*, Wuppertal²1982, 19–50. Georg Philipp Harsdörffer wollte jedoch seine „zivilisierten“, der höfischen Kultur verpflichteten Gesprächsspiele klar von den „Baurenspele[n] in den Rokkenstuben/welche durch schlagen/lauffen und springen verübet werden“, abgrenzen. Georg Philipp Harsdörffer, *Gesprächsspiele Achter und letzter Theil [...]*, Nürnberg 1649, 27.

101 Vgl. Adolph Freiherr von Knigge, *Über den Umgang mit Menschen*, (1790), hg. von Gert Ueding, Frankfurt a. M. 21979, 321. Zu Gesellschaftsspielen von Erwachsenen vgl. [Gustav Gugitz,] *Gesellschaftsspiele*, in: *Bilder-Lexikon Kulturgeschichte, I: Kulturgeschichte*, hg. vom Institut für Sexualeforschung in Wien, Wien/Leipzig 1928, 411–414: „Sowie G[esellschaftsspiele] für Erwachsene berechnet waren, wurden sie meist erotisch.“ Ebd. 414.

102 Vgl. Kurt Hauck, *Das Spiel in der Erziehung des 18. Jahrhunderts*, Inaugural-Diss. Halle-Wittenberg, Halle a. d. Saale 1935, 13.

103 [Perinet, Joachim,] *29 Annehmlichkeiten*, in Wien, o.O. 31788, 41.

104 [Perinet,] *Annehmlichkeiten*, wie Anm. 103, 43.

konnten, erweist sich an den stark emotionalisierten Projektionen, die auch ein Ausdruck divergierender Glückskonzeptionen sind. Der 26-jährige Wolfgang Amadeus Mozart warf seiner Braut Constanze vor, sie habe sich bei einem solchen Spiel „von einem Chapeaux ... die Waden messen lassen“. Der eifersüchtige Mozart fährt mit allgemeinen Betrachtungen fort, die illustrieren, wie soziale und geschlechtsspezifische Kriterien an diese Form des Geschlechterumgangs angelegt wurden: „– das thut kein frauenzimmer welches auf Ehre hält. – die *maxime* in der kompagnie mit zu machen ist ganz gut. – Dabey muß man aber vielle Nebensachen betrachten. – ob es lauter gute freunde und bekannte beysammen sind? – ob ich ein kind oder schon ein Mädchen *zum heyrather* bin – besonders aber ob ich eine versprochene braut bin? – hauptsächlich aber ob lauter leute meines gleichen, oder niedrigere als ich – besonders aber vornehmere als ich – dabey sind? – wenn es sich wirklich die Baronnin [von Waldstätten] selbst hat thun lassen, so ist es ganz was anders, weil sie schon eine übertragene frau (die ohnmöglich mehr reitzen kann) ist. – und überhaupts eine liebhaberin von Et caetera ist.“¹⁰⁵ Hier weist ein Mann seine künftige Frau in die Schranken, indem er ihr seine Verhaltensnormen des Spielens aufzwingt. Die Frau spielt dabei, wie auch aus dem vorigen Beispiel erhellt, eine passive Rolle als Projektionsobjekt von Männern. Ihre wohl kurzfristige positive Erfahrung im Spiel muss sich dem vom Mann regierten und erwarteten längerfristigen Glück der Ehe unterordnen. Damit bestätigt sich auf einer anderen Ebene, was allgemein auf die Gesellschaftsspiele zutrifft: Obwohl für alle die gleichen Spielregeln gelten, können sie weder die soziale Kluft überwinden, noch wird in ihnen der Unterschied zwischen den Geschlechtern gänzlich nivelliert.¹⁰⁶

Resümee

Blickt man auf die Beziehung der Geschlechter durch die Optik des Spiels, erweist sich vor allem die wiederholt dem Spiel zugeschriebene Fähigkeit, in diesem streng kodierten Freiraum alle Menschen gleich zu machen, als trügerisch. Zweifelsohne haben Frauen die unterschiedlichsten Spiele teilweise intensiv gespielt. Doch weder in der höfischen Gesellschaft noch im Bürgertum konnten sie sich je zur Gänze als ‚Spielerinnen‘ emanzipieren. Eine ‚Identität‘ als Spielerin wurde stets an vermeintlich frauenspezifischen biologischen und kulturellen Dispositionen festgemacht und erscheint so nur als Funktion der männerdominierten Soziabilität. Dieses Ungleichgewicht der Rollenwahrnehmung und -zuschreibung in der Spielkultur äußert sich auch darin, dass Frauen eher als Opfer spielender Männer auftreten. Vor allem in der bürgerlichen Literatur spiegelt sich der ökonomische Niedergang exzessiver Spieler

105 Brief vom 29. April 1782, Zit. nach Wilhelm A. Bauer u. Otto Erich Deutsch Hg., Mozart. Briefe und Aufzeichnungen, III, Kassel 1987, Nr. 670, 206. Das „Wadenmessen“ ist ein Beispiel für ein im Rokoko beliebtes Gesellschaftsspiel mit erotischen Aufgaben. Vgl. [Gugitz.] Gesellschaftsspiele, wie Anm. 101, 412.

106 Vgl. Kühme, Bürger, wie Anm. 96, 100–107.

im Leiden der Frauen und der Zerstörung des ihnen zugewiesenen Bereichs des häuslichen und familialen Glücks. Auf diese Weise sollten die Texte demonstrieren, dass das Spiel auch kein gesellschaftliches Glück stiften könne.

Spiele waren weit mehr als nur ein System von Regeln. Die Gesellschaft reproduzierte sich in ihnen selbst und transportierte und akzentuierte dabei die in vielen Lebensbereichen bestehenden Unterschiede. Selbst als Veranstalterinnen von kommerzialisierten Spielpartien, bei denen Frauen aus den oberen Schichten teilweise prominent vertreten waren, bestätigten sie letztlich ihre Rolle als Gastgeberinnen. In allen Schichten abseits des Adels und des Bürgertums nahmen sie an Spielen zumal mit Männern – sieht man von der Geselligkeit der Spinnstuben ab – in nur sehr geringem Maße teil. Ausnahmen sind das weitgehend anonymisierte Lottospiel und seit dem 19. Jahrhundert die ebenfalls weitestgehend im Zeichen der Anonymität funktionierenden öffentlichen Spielbanken. Letztere ermöglichten Frauen – wiederum den Wohlhabenden und im Zusammenhang mit der entstehenden Freizeitkultur, in exzessiven Bereichen und im Ganzen auch sehr zögerlich – zunehmend die Beteiligung am Spiel. Aber auch diese privilegierten Spielorte desavouierte das liberale Bürgertum zumal in Deutschland im 19. Jahrhundert gerne mit dem Hinweis, dass diese Frauen zumeist der Halb- und Lebewelt entstammten. Dessen ungeachtet lautete die Aufforderung auch dort: „Messieurs, faites vos jeux!“ Die Möglichkeit, Kommunikation und Chancen im Medium Spiel wahrzunehmen, sein *Glück* im Spiel zu machen und damit allgemein Glückserwartungen und Glücksversprechungen, wurden – wie angefeindet auch immer dieses Glückskonzept in Teilen der bürgerlichen Öffentlichkeit war – lange eifersüchtig als Männerdomäne, als Funktion männlicher Selbstbehauptung gehütet und verteidigt. Die Stabilität der Rollenverteilung sollte gerade in der Wandelbarkeit des Spiels, das ja mit dem Glück und der „puelerey“ verwandt war, gewahrt werden.